



Die Königin der Flüsse

Überall in Europa werden Flüsse eingeeengt, begradigt und aufgestaut. Die Folgen: Flutkatastrophen und zerstörte Lebensräume. In Albanien gibt es einen letzten ungezähmten Fluss. Noch. STEFAN WILLEKE hat ihn besucht

Von Stefan Willeke, DIE ZEIT, 16.12.2021

Der Rhein ist ein Fluss. Wäre dieser Satz wahr, müsste man keinen Gedanken daran verschwenden. Aber er stimmt nicht, der Rhein ist gar kein Fluss. Der Rhein ist ein Missverständnis. Er ist eine Regenrinne, eine große, mächtige Regenrinne. Auch die Elbe ist kein Fluss, die Donau nicht, die Oder nicht, die Isar nicht, nicht einmal der Lech. Es gibt in Deutschland keine Flüsse mehr. Es gibt Regenrinnen, Wasserstraßen und Fluss-Darsteller, die aussehen wie Flüsse, es aber bestenfalls in einzelnen Abschnitten sind. Ein Kind, das heute in Deutschland aufwächst, lernt nie einen Fluss kennen.

Die Flüsse wurden begradigt, betoniert, ausgebaggert, aufgestaut, von Dämmen und Kraftwerken zerstückelt, wirtschaftlich ausgebeutet, ihrer Willensstärke beraubt. Das gilt nicht nur für Deutschland, sondern auch für Österreich, Frankreich, Italien, Spanien, Polen, sogar für Norwegen. Die Flüsse wurden in Gefangenschaft genommen. Ginge es um Menschen, würde man sagen: Sie wurden versklavt. Wohin das führen kann, hat die Flutkatastrophe an der Ahr gezeigt, bei der im Sommer 134 Menschen starben. Aber regt das jemanden auf? Kommt jemand ernsthaft auf die Idee, Flüsse zu befreien? Klingt das nicht lächerlich?

Einen einzigen Fluss in Europa soll es geben, an dem sich die Menschen noch nicht vergriffen haben. Gut 2300 Kilometer muss man von Hamburg aus reisen, dann ist man da, an diesem Ausnahmeort mitten in Albanien.

Vor dem Flughafen der Hauptstadt Tirana wartet der Umweltschützer Ulrich Eichelmann, der 60-jährige Gründer der Organisation RiverWatch aus Wien. Er nennt



sich selbst einen »Fluss-Menschen«. Er sagt: »Du kannst die Welt an Flüssen erzählen.« Eichelmann war schon im Irak, um sich Flüsse anzusehen, in der Türkei, in Brasilien, in den USA, aber nirgendwo hat ihn ein Fluss so sehr beeindruckt wie dieser eine in Albanien – die Vjosa. Nach ihr benennen einige Eltern ihre Töchter. Manche Albaner nennen sie »die Königin der Flüsse«. Gedichte wurden ihr gewidmet, in Romanen taucht sie auf. Eines dieser Bücher trägt den Titel: »Meine geliebte Vjosa«. Auf knapp 200 Kilometern schlängelt sich die Vjosa quer durch Albanien, von der griechischen Grenze bis zum Mittelmeer. Die Königin regiert das Land.

Glaukt man dem Landschaftsökologen Eichelmann, dann ist die Vjosa der letzte unverbaute Fluss Europas, ein letztes Aufbäumen der Wildnis gegen die erdrückende Zivilisation, ein Paradies. Und wie es sich für Paradiese neuerdings gehört, ist auch dieses stark bedroht. Die Geschichte der Vjosa ist so verschlungen wie ein ungezügelter Fluss. Diese Geschichte führt zum Kölner Dom, zur Blauflügeligen Ödlandschrecke und zu Leonardo DiCaprio. Das klingt verwirrend, und deswegen ist es wichtig, die Geschichte von Beginn an zu erzählen. Im Anfang war nämlich nicht das Wort, sondern das Wasser.

In Tirana trifft Ulrich Eichelmann einen seiner albanischen Partner, Olsi Nika, den Chef der Umweltschutz-Initiative EcoAlbania. Gemeinsam setzen sie sich in ein Auto und fahren los. Das Verkehrschaos hat Tirana im Griff – Hupen, Drängeln, Überholmanöver. Doch für die Qualen der Stadt interessieren sich die Umweltschützer nicht, sie brechen in die Berge auf. Nach einer langen Fahrt, die vorbeiführt an frisch verputzten Moscheen, an verrottenden Betonbunkern aus der Ära des albanischen Steinzeit-Kommunismus und den Rändern gigantischer Schluchten, vorbei an Schafen, die sich arglos in den Weg stellen, zeigen sich schließlich die imposanten osmanischen Festungsmauern von Tepelena.

Aber der Anblick der ehrwürdigen Stadt hat keine Chance gegen das, was sich unter ihr im Tal offenbart. Da ist ein Fluss, dem die Menschen erlaubt haben, sie zu ignorieren. Sie haben sich der Vjosa gefügt. Es ist, man muss es so sagen: ein atemberaubender Anblick. Das Wort »atemberaubend« taucht gern in Texten auf, die



sich mit Naturgewalten beschäftigen, und meist ist es bloß ein hilfloses Klischee. Aber wer jemals die Gelegenheit hat, die Vjosa zu betrachten, und sei es nur für wenige Minuten, der bekommt eine Ahnung davon, zu welchen Superlativen die Natur imstande ist.

Die Vjosa nimmt fast den gesamten Talkessel ein, sie macht sich gut zwei Kilometer breit, wird dann wieder schmaler, mal erhöht sie ihr Tempo, mal bremst sie sich. Ständig verändert sie ihr Gesicht. Sie ist eigenmächtig, sie tut, was sie will, sie spielt mit der Landschaft. Selbst das wildeste Gewässer in den Alpen ist dagegen ein Witz.

Ulrich Eichelmann läuft hinunter zum Fluss, der im Moment wenig Wasser führt. Ein großer Teil des Flussbetts liegt frei. Er sagt: »Ich habe mein ganzes Leben mit Flüssen zugebracht, aber als ich das hier zum ersten Mal gesehen habe, dachte ich: Das gibt es nicht mehr. Das ist einmalig. Ey, Wahnsinn.« Zehn Jahre ist es her, dass Eichelmann das erste Mal zur Vjosa fuhr. Bis dahin hatte er kaum von ihr gehört. Eichelmann wunderte sich, dass sich die Vjosa in der Szene der Flussexperten keinen Namen gemacht hatte. Die Vjosa? In Albanien? Diese Experten sind nicht gerade eine weltumspannende Macht. Ein paar Professoren, ein paar internationale Initiativen – ein Rinnsal, verglichen mit der politischen Kraft, die sich auf die Erhaltung des Regenwaldes richtet. »Der Schutz von Flüssen ist so erfolglos, weil ihre Lobby so klein ist«, sagt Eichelmann. »Dabei bilden Flüsse mit ihren Auen das diverseste und wertvollste Ökosystem der Erde.« Viele artenreiche Wälder kommen ohne Flüsse nicht aus, ohne Wälder kein menschliches Leben. Flüsse sind so etwas wie die Lebensadern der Welt. Aber viele Menschen haben sich an die Vorstellung gewöhnt, Flüsse der Architektur von Dörfern und Städten zu unterwerfen. Flüsse wurden den Idealen menschlicher Ordnungsliebe geopfert.

Wälder gelten oft als Sinnbilder des Lebens, Flüsse eher als Nebensache. Menschen, die Bäume umarmen, haben es zu einer gewissen Bekanntheit gebracht. Ein Förster, der Bücher über die Seele der Bäume schreibt, kann damit Bestseller landen. Aber wen schert schon die Seele eines Baches? Flüsse wurden zwar in



Gedichten besungen und in Gemälden verewigt. Aber heute spricht man meist nur über Flüsse, sobald sie zur Bedrohung werden, oft sind sie nicht der Rede wert. Sauber sollen sie sein, nicht stinken, das genügt.

In Deutschland sind die Flüsse tatsächlich sauberer geworden, die Wasserqualität ist vielerorts höher als vor 50 Jahren. Aber ihnen wurde das Elementarste genommen: das freie Fließen. Wo ein Fluss aufgestaut wird, verwandelt sich seine natürliche Vitalität in die Trübsal eines Baggersees. Laut Umweltbundesamt sind noch rund sieben Prozent der deutschen Flüsse in einem guten Zustand. Weltweit ist die Artenvielfalt in Gewässern und Feuchtgebieten seit 1970 um 84 Prozent zurückgegangen, so steht es im *Living Planet Report* der Organisation World Wildlife Fund.

Es klingt banal, aber ein Fluss muss fließen. Wird er aufgestaut, geht viel verloren, zum Beispiel der Sand an den Stränden. Ein Fluss transportiert Kies, zermalmt und verfeinert ihn, schiebt ihn über Hunderte Kilometer Richtung Meer. Im Mündungsdelta verteilt sich der Sand, der in den Bergen noch Teil gewaltiger Felsbrocken war.

Aber wäre es wirklich so schlimm, wenn Flüsse keinen Sand mehr anspülten? Könnte man den Sand nicht aus der Sahara holen? Ulrich Eichelmann stellt eine Gegenfrage: »Warum reißen wir nicht den Kölner Dom ab und bauen dort ein Einkaufszentrum? Darauf käme niemand.«

Eichelmann wuchs in einem ostwestfälischen Dorf auf, seine Kindheit verbrachte er an einem Bach. Er lernte dort, Forellen mit bloßen Händen zu fangen. Über den Bach spannte er mit Freunden ein Seil, sie stellten sich vor, sie seien Tarzan, der Dschungelheld aus dem Fernsehen. Im Winter brachte der Bach den Kindern bei, auf der Eisfläche Schlittschuh zu laufen. Ulrich Eichelmann spricht über den Bach wie über einen geliebten Menschen, und man spürt noch heute die Trauer und die Wut, als er sagt: »Und dann kamen die Bagger.« Ein Hochwasser-Rückhaltebecken wurde gebaut, das Dorf wollte sich gegen Unwetter schützen. Der Bach wurde aufgestaut, er drohte zu sterben. Als sich Umweltschützer dagegen wehrten und einige Bereiche des



Gewässers wieder natürlicher wurden, erholte sich der Bach. Aber letztlich blieb er in der Hand der Leute, die beschlossen hatten, ihn für sich zu nutzen. Vor der fatalen Logik der Regenrinne ist kein Bach gefeit.

»Wir sind Kulissenmenschen«, sagt Eichelmann, »wir sehen nur die Oberflächen und wissen nicht, was darunter ist. Oder wir wissen es und ziehen daraus keine Schlüsse für unser Handeln.« Ein Fluss, und auch dies zählt zu seinen Geheimnissen, ist nicht allein das, was von ihm zu sehen ist. Er ist vor allem das, was man nicht sieht, ein Wunder des Untergrunds.

Folgt man Ulrich Eichelmann auf seinem Weg am Rande der Vjosa, dann lernt man viel über den Sinn des Unsichtbaren – etwa über die Millionen Schnecken, die tief unten das Wasser reinigen. Eichelmann weist auf die Löcher in den Lehmwänden am Ufer hin, wo in wärmeren Monaten all die Bienenfresser leben, kleine, bunte Vögel. An der Vjosa kann man studieren, was an anderen Gewässern Europas nicht mehr zu erfahren ist: Was macht einen Fluss aus? Wissenschaftler, die zu Tagungen und Exkursionen hierhin fahren, erkundeten, wie sich bestimmte Korngrößen im Kies der Vjosa über die Länge des Flusses verteilen. Forscher entdeckten bislang unbekannte Pflanzen- und Tierarten, zum Beispiel eine Steinfliege, die sie *Isoperla Vjosae* nannten. Das alles mag lapidar klingen, hilft aber bei der Antwort auf die Frage: Was muss ein Fluss eigentlich können, wenn man ihn aus seiner traurigen Existenz als Regenrinne erlösen will? Wie müsste er aussehen, wenn er bei Starkregen nicht mehr über die Ufer treten und sich nicht mehr in einen reißenden Strom verwandeln soll, in dessen Schlammfluten Menschen sterben? Die Vjosa könnte zu einem europäischen Modell werden, theoretisch, einer internationalen Schule des Lebens. Aber so einfach ist das nicht.

Wasserkraft, das klingt umweltfreundlich. Die Realität sieht oft anders aus

Die Gründe dafür erfährt man, wenn man sich von Ulrich Eichelmann zu einem albanischen Sänger führen lässt, der mal so berühmt war, dass er sogar während der kommunistischen Diktatur zu Konzerten nach Frankreich reisen durfte. Inzwischen ist er 75 Jahre alt und kraxelt mit seinen Schafen oft auf die Weiden in den Bergen. Hat er



einen Termin in der Stadt, trägt er auch heute noch einen schwarzen Anzug und bindet sich eine rote Krawatte um. Noch immer stellt er etwas dar, eine gepflegte Autorität. Eichelmann nennt ihn deshalb »den Bryan Ferry Albaniens«. In Wahrheit heißt er Golik Jaupi. An einem Vormittag sitzt er in einem Café in der Stadt Tepelena, lädt zu einer Runde Raki ein und steckt sich eine Zigarette an. Er ist ein bisschen heiser, er hat mit seinen Freunden wieder bis spät in die Nacht gesungen. Er sagt: »Was Gott schuf, das muss der Mensch achten.«

Diesen Satz habe er auch dem Ministerpräsidenten gesagt, als der Sänger erfuhr, was die albanische Regierung mit der Vjosa und ihren Nebenflüssen vorhatte. Überall sollten Staudämme und Wasserkraftwerke errichtet werden, auch die Vjosa sollte der Industrie geopfert werden. Albanien mit seinen 2,9 Millionen Einwohnern rühmt sich schon heute, in zwei Disziplinen Rekorde aufzustellen: Weltmeister bei der Mercedes-Dichte und bei der Nutzung von Wasserkraft. In den meisten Jahren trotz das Land 100 Prozent seines Stroms seinen Flüssen ab. In heißen Sommern allerdings, wenn viel Wasser verdunstet, importiert Albanien Kohlestrom aus Serbien.

Wasserkraft, das klingt grün und nachhaltig, ist aber in Wahrheit ein staatlich gefördertes Programm der Naturzerstörung, weil es das Leben in Flüssen zunichtemacht. Gerade mal 0,8 Prozent der in Deutschland verbrauchten Energiemenge stammen aus Wasserkraft. Aber dafür werden laut Umweltbundesamt rund 8300 Kraftwerke betrieben, die allermeisten Anlagen – gut 6900 – sind Kleinkraftwerke, die zur Energieversorgung einen lächerlich geringen Beitrag leisten: insgesamt 0,1 Prozent. Einschneidend sind die Folgen für die Natur: Um die deutschen Flüsse und Bäche zu Stromquellen und Wasserstraßen zu machen, werden sie durchschnittlich alle 500 Meter von einem Damm aufgehalten, einem Wehr, einer Schleuse oder einem Werk mit einer Turbine. Mehr als eine Million dieser Barrieren gibt es laut dem Fachmagazin *Nature* in Europa.

Stauseen, in denen überspülte Bäume und Pflanzen verrotten, produzieren Methangas. Aber weil Wasserkraftanlagen ungleich bessere CO₂-Bilanzen



haben als Verbrennungskraftwerke, interessiert sich kaum jemand in der Klimaschutz-Bewegung für die Ausbeutung der Flüsse.

Staudämme sind Blockaden für den Kies, den der Fluss Richtung Mündung schiebt. Sammelt sich der Schotter vor den Barrieren, wird das aufgestaute Wasser flacher, erwärmt sich in der Sonne schneller und verdunstet viel eher – und dies in einer Zeit, in der das Wasser überall knapp wird. In diesem Sommer stiegen die Temperaturen in Albanien an manchen Tagen auf 45 Grad.

Einige Wissenschaftler nehmen sogar an, dass die enorme Masse der vielen gigantischen Stauseen auf der Nordhalbkugel der Welt Einfluss auf die Rotation der Erde habe. Sie drehe sich langsamer. »Wir kommen an einen Punkt, an dem die Systeme kippen«, sagt Eichelmann. »Dann kippen sie aber so schnell, dass nichts mehr zu retten ist, beim Klima wie beim Artenschutz.«

Der albanische Sänger Jaupi sagt: »Sie bringen uns nicht das Licht, sondern die Finsternis.« Sie, damit meint er die Investoren, die überall auf dem Balkan Wasserkraftwerke errichtet haben. Fast 1500 sind schon gebaut, weitere 3400 in der Planung. Zeitweise herrschte eine Art Goldgräberstimmung. Die International Hydropower Association, der weltweite Verband der Wasserkraft-Firmen, nannte den Balkan wegen seiner vielen kraftvollen Flüsse eine »gigantische Batterie«.

Kaum etwas ist für Unternehmer leichter in Geld zu verwandeln als Wasser, das seinen Energiewert unweigerlich mit sich bringt – die Strömung. Wer eine große Hydrofabrik betreibt, braucht dafür fast kein Personal. Ein solches Werk lässt sich vom Laptop aus steuern. Den größten Aufwand verursachen die Vorbereitungen: Neue Straßen für die Baumaschinen müssen her, Wälder werden gerodet, Rohre verlegt, störende Felsen gesprengt, Tunnels in Berge getrieben. Der österreichische Baukonzern Strabag mischt seit Langem auf dem Balkan mit, Firmen aus China, Norwegen und Italien, genauso wie die österreichische Energiefirma Kelag, deren größter privater Anteilseigner das deutsche Unternehmen RWE ist. Ausländische Banken geben Geld, darunter die Europäische Investitionsbank der EU, zeitweise auch die Weltbank. Die Deutsche Bank zog sich aus Albanien zurück, nachdem sie sich mit



einem italienischen Investor überworfen hatte, der an der Vjosa einen gigantischen Staudamm errichten wollte.

Der Sänger Jaupi stellte sich mit Freunden ans Ufer, gemeinsam protestierten sie auf ihre Art gegen die Hydro-Lobby: Die Musiker besangen die Schönheit des Flusses. Jaupi lernte auch Manager der Wasserkraft-Industrie kennen, die ihm erzählten, ihre Pläne seien gut für das arme Land Albanien. Aber Jaupi weigerte sich, ihnen auch nur die Hand zu reichen – und das hatte nichts mit Corona zu tun.

»Wir müssen alle Balkan werden«, sagt der Umweltaktivist Eichelmann gern, »die Menschen dort fühlen in Bächen.« Mehr als ein Jahr lang besetzte eine große Gruppe von Frauen eine Brücke in Bosnien und Herzegowina, sie wichen nicht einmal der Polizei. So verhinderten sie, dass sich die Industrie an ihrem Bach vergreifen konnte. In Albanien warfen Dorfbewohner Steine auf Manager eines Unternehmens, das ihnen den Bach nehmen wollte. Naturschützer haben erlebt, dass Investoren mit Pistolen auf den Baustellen von Wasserkraftwerken erschienen, aus Furcht vor dem Protest von Einheimischen. Einige Unternehmer brachten schwarz gekleidete Security-Männer mit, die sich bei Schießübungen fotografieren ließen.

Die Auseinandersetzungen spitzten sich zu, nachdem sich Umweltschützer aus dem Westen für die Vjosa engagiert hatten. Als sich der amerikanische Schauspieler Leonardo DiCaprio im Jahr 2019 über soziale Medien für den Schutz der Vjosa einsetzte und daraufhin der albanische Regierungschef sein Büro anwies, DiCaprio zu kontaktieren, machte der Fluss international Furore. Jedes weitere Mal, wenn sich DiCaprio per Twitter und Instagram zur Vjosa äußerte, war die internationale Aufmerksamkeit groß. Bankwatch, ein Verbund von Umwelt-Initiativen, ging den Financiers der Wasserkraftanlagen auf dem Balkan in einer Studie nach. Umweltschützer, die gegen den Raubbau an Flüssen protestierten, sammelten Unterschriften, rund 120.000 kamen zusammen. Sie wurden der Europäischen Bank für Wiederaufbau und Entwicklung in London übergeben, die sich an der Finanzierung der Wasserkraftwerke auf dem Balkan stark beteiligt hatte.



In einem Kinosaal in Tirana präsentierte ein Wissenschaftler aus den USA eine Karte, die das dynamische Ökosystem eines wilden Flusses darstellte: Jede Veränderung bekam eine andere Farbe. Das Ganze sah am Ende nach einem grellen Gemälde aus, so als habe sich ein Stück Natur von Street-Art-Künstlern porträtieren lassen.

Designer der kalifornischen Firma Patagonia, eines Herstellers von Outdoorbekleidung, reisten nach Albanien, um sich von der Farbe der Vjosa inspirieren zu lassen. So kam ein neuer Farbton in die Produktpalette, Balkan Blue. Professionelle Bergsteiger aus Großbritannien wurden von Patagonia ins Gebirge nahe der Vjosa gebracht, Kajakfahrer demonstrierten paddelnd für den Schutz der Vjosa. »Wir haben unsere Muskeln spielen lassen«, sagt Beth Thoren, die Chefin der Umweltaktionen bei Patagonia, »wir müssen an vielen Fronten attackieren.«

Die aus Albanien stammende Musikerin Eda Zari, die in Düsseldorf lebt, reiste zu Protestkonzerten nach Albanien, Tausende Menschen hörten ihr zu. Gemeinsam mit anderen Künstlern nahm die Sängerin das Lied *Lum Lumi i Lirë* auf – »Gesegnet seien freie Flüsse«. Die deutsche Umwelt-Initiative EuroNatur beteiligte sich an allen wichtigen Kampagnen. Sie half dabei, große Banner auszulegen, in vielen Städten Albaniens, vor dem Brandenburger Tor in Berlin und dem Eiffelturm in Paris, auf einem Aussichtspunkt gegenüber der Oper im australischen Sydney, am Rande der Golden Gate Bridge und des Grand Canyon in den Vereinigten Staaten. »*Vjosa National Park now*« stand da in riesengroßen Lettern, ein streng geschützter Nationalpark müsse her, verbunden mit sanftem Öko-Tourismus.

Aber die Regierung in Tirana stellte sich stur. Gerade hat der Bau eines internationalen Flughafens in der Nähe der Vjosa-Mündung begonnen, unmittelbar neben einer ökologisch wertvollen Lagune. Eine Tochterfirma des Münchner Flughafens hat vor, in das Management des hochumstrittenen Projekts einzusteigen. 40 Umweltverbände protestieren dagegen. Auch die 51 Mitglieder der Berner Konvention, der die Europäische Union angehört und die natürliche Lebensräume schützen soll, haben gegen den neuen Flughafen starke Bedenken vorgebracht.



Der Flughafen soll dabei helfen, mehr Gäste ins Land zu holen. Albanien verspricht sich viel vom Tourismus, schon heute reisen jährlich rund sechs Millionen Besucher aus dem Ausland an. Ein Bauboom hat eingesetzt, überall in den Städten entstehen Hotelanlagen und Gewerbegebiete, der Energiebedarf steigt, und jetzt hat auch noch der Ölkonzern Shell mit Probebohrungen in der Nähe der Vjosa begonnen.

Die Protestwelle aus dem Ausland, die über das Land hereinbrach, macht die ganze Sache nicht einfacher. Soll sich Albanien von Leuten im Westen vorschreiben lassen, was zu schützen ist und was nicht? Ausgerechnet von Aktivisten, in deren Heimat viele Gewässer zugrunde gerichtet wurden und die nun in Albanien als Öko-Missionare auftreten? »Wir sind nicht der Zoo Europas«, erklärte der albanische Regierungschef.

Ulrich Eichelmann und seine Mitstreiter suchten lange nach einem Juristen in Albanien, der ihnen dabei helfen könnte, vor Gericht zu ziehen, um den Bau von Wasserkraftwerken zu verhindern. »Das traut sich hier niemand«, diese Antwort habe er oft gehört, sagt Eichelmann. Aber dann fand er schließlich einen hartgesottenen Rechtsanwalt, Vladimir Meçi, der sich gewöhnlich mit politischen Morden und dem organisierten Verbrechen beschäftigt. Trifft man sich mit ihm, hört man einen Mann reden, der sich in eine Schlacht gestürzt hat. »Ein Soldat, der in einen Krieg zieht, darf nicht daran denken, dass er verlieren könnte«, sagt er. Er hat etwas erreicht, woran die Umweltschützer zunächst nicht glauben mochten: Albanische Gerichte stoppten den Bau gewaltiger Staudämme. Gegen die Urteile wurde allerdings Berufung eingelegt, endgültige Entscheidungen stehen noch aus. Im Tal der Vjosa haben Maschinen schon einen Berg zur Hälfte rasiert, jetzt steht die Baustelle still. An einem Nebenarm der Vjosa wurde ein gewaltiges Loch tief in einen Berg gebohrt.

Auf der Reise durch Albanien will Ulrich Eichelmann zu einem Bach, dem bisher niemand einen Namen gab. Deswegen nennt er ihn »den namenlosen Bach«. Das Auto muss sich quälen, um die Buckelpiste zu bewältigen. Schließlich geht es zu Fuß weiter, die Löcher im Fahrweg sind zu tief. Dann ist Eichelmann am Ufer angekommen, doch von dem Namenlosen ist fast nichts zu sehen. Überall nur Kiesel,



ein paar dürre Rinnsale, Sträucher, Pfützen, der größte Teil des Baches fließt unterirdisch. Aber wenn er sich plötzlich ausdehnen sollte, dann hätte er dazu den Platz. Wie breit mag das trockene Bachbett sein? Hundert Meter, hundertfünfzig Meter? Dies hier ist der Zufluss eines Zuflusses der Vjosa, ein Wesen dritter Ordnung gewissermaßen, doch selbst der Namenlose darf noch so viel Fläche für sich beanspruchen, wie sie nicht einmal dem Neckar bei Stuttgart zugestanden wird.

»Lebendige Flüsse verändern sich ständig«, sagt Eichelmann. Wo noch vor Kurzem eine Schotterbank war, ist plötzlich keine mehr. Wo eben noch der Strom unaufhaltsam ins Tal donnerte, entstehen kleine Inseln. Mal ist ein Fluss laut, dann murmelt er nur noch. Mal ist das Ufer scharfkantig und hoch, dann wieder lehmig und flach. »Ein schöner Fluss muss ein ordentlicher Fluss sein, das denken viele. Aber ein echter Fluss ist unordentlich«, sagt Eichelmann. Am namenlosen Bach schaut er in jede Pfütze, die er sieht, und als er auf einem Stein ein Insekt entdeckt, ruft er aufgeregt: »Da, eine Blauflügelige Ödlandschrecke!«

Es ist nicht ganz einfach, sich all die Geschöpfe zu merken, die Eichelmanns Leben bevölkern: die Weichmaulforellen in Bosnien und Herzegowina, die Balkanluchse in Montenegro, die Goldschakale, Weidensperlinge und Flussregenpfeifer in Albanien. Auch von Orcas ist die Rede, als Eichelmann einmal den Elwha River an der amerikanischen Pazifikküste erwähnt, wo Orcas wieder Nahrung finden, nachdem ein mächtiger Staudamm im Fluss entfernt wurde. Daraufhin kehrten Tausende Lachse zurück und zogen zum Laichen den Fluss hinauf. Wo viele Lachse im Pazifik sind, da sind auch Orcas. Bringt man alles miteinander in Verbindung, die Orcas, die Balkanluchse, die Weidensperlinge und die Blauflügeligen Ödlandschrecken, kommt eine schlichte Erkenntnis dabei heraus: Ein intaktes System hilft sich selbst.

Auch an der Vjosa gibt es Hochwasser. Aber die Folgen sind weniger dramatisch

Vor ein paar Jahren, so erzählt es Eichelmann, fuhr er während eines Hochwassers nach Albanien. Ein Starkregen war über das Land hereingebrochen – ein



Ausnahmezustand. Eichelmann wusste aus Deutschland, wie eine Flut wüten kann. Aber als er das Hochwasser in Albanien sah, wunderte er sich. Das sollte eine extreme Flut sein? In einigen Dörfern an der Vjosa stand das Wasser einen Meter hoch, Keller liefen voll, auf dem Land wurden Äcker überschwemmt. Aber nirgendwo riss die Flut Autos mit oder zerstörte ganze Häuser. Nach wenigen Tagen war alles vorbei. Das meiste Wasser, das in die Täler geflossen war, dehnte sich mühelos aus und verteilte sich in den Flussauen. In Deutschland, dem Land der Regenrinnen, wäre so etwas wohl ganz anders ausgegangen.

Ende September ist Eichelmann zur Ahr gefahren, um sich ein Bild vom Wiederaufbau zu machen. Er schaute sich gemeinsam mit dem selbstständigen Umweltberater Thomas Brötz aus der Stadt Sinzig den Fluss an und sagte am Ende: »Ich bin empört. Diese Brutalität habe ich nicht erwartet. Was da geschieht, das geschieht ohne Hirn.« Was meint er damit?

Thomas Brötz, der sich beim Naturschutzbund Deutschland engagiert, steigt noch einmal in sein Auto und fährt durch das Ahrtal. An den Fassaden vieler Häuser sind noch immer die Spuren der Schlammfluten zu erkennen, die zum Teil bis in den zweiten Stock reichten. Der Fluss allerdings hat sich vollkommen beruhigt. Er ist an manchen Stellen so flach, dass man ihn in Gummistiefeln durchqueren kann. Die Gewalt, mit der die Ahr während der Flut durch das Tal schoss, bringt man gar nicht in Verbindung mit diesem friedlichen, harmlos plätschernden Bach.

Überall an den Ufern wühlen Bagger – 90 an manchen Tagen, sagt der Umweltberater Brötz. Die Maschinen entfernen das lose Holz, das sogenannte Totholz, das sich in jedem Fluss an einigen Stellen sammelt. Lastwagen transportieren das Holz zu Sammelstellen, kippen es auf riesengroße Haufen. Schließlich wird es in kleine Stücke gehäckselt. So ist das Wasser von störenden Elementen befreit. Aber der Fluss wird zugleich seines natürlichen Reichtums beraubt. »Das ist ganz, ganz übel«, sagt Brötz.

Das Totholz ist nämlich gar nicht tot. Die Äste und Zweige selbst sind zwar abgestorben, aber wenn sie sich am Rande des Flusses zu großen Klumpen verbinden,



dann werden sie zur Heimat für Hunderte Insektenarten. Käfer leben darin, Schlangen legen dort ihre Eier ab, Nachtfalter, Eidechsen. Das Totholz ist eine Quelle des Lebens. »Es war den Anwohnern nicht zuzumuten, das Totholz in der Ahr zu lassen«, sagt Joachim Gerke, der Abteilungsleiter Wasserwirtschaft bei der zuständigen Landesbehörde. Die Flut riss das Holz mit, es verkeilte sich an Brückenpfeilern, machte alles noch schlimmer.

Die Bagger holen Kies aus der Ahr und bessern damit löchrige Straßen aus. »Seit der Flut existiert hier kein Gesetz mehr«, sagt Brötz, »jeder macht, was er will.« Ein Fluss, dem das Sediment aus Schotter genommen wird, versucht, es sich auf seine Weise zurückzuholen. Der Fluss wühlt sich in sein eigenes Grab, er wird tiefer und schneller, bei Hochwasser gefährlicher.

Zugleich sinkt der Grundwasserspiegel in der Umgebung, überall in Deutschland geschieht dies seit Jahren. Und die Landschaft neben den Flussufern trocknet aus. Pflanzen gehen ein, Bäume. Was mal eine Aue war, die Wasser aufnahm und Wälder ernährte, verwandelt sich in eine karge Zone.

Die Ahr ist zu einem Beispiel dafür geworden, wie man aus einer Flutkatastrophe falsche Lehren zieht. Thomas Brötz nennt es »den Irrsinn der Sauberkeit«. Dazu gehört auch, dass die wenigen Uferbäume gekappt wurden, die nach dem Hochwasser noch übrig waren. Wo früher Silberweiden und Erlen standen, wächst jetzt nichts mehr. Das nächste Hochwasser soll keine Bäume mitreißen, das ist die Absicht. Aber wo keine Bäume und keine Auen mehr sind, kann sich das Ökosystem nicht mehr selbst heilen.

Nirgendwo wird das deutlicher als an den erdfarbenen Mondlandschaften neben der Ahr, die von den Baumaschinen aufgeschüttet wurden. Viele Ufer sind höher als früher, sie wurden zu großen Ebenen planiert, und an einigen Stellen ist die Ahr nur noch fünf Meter breit, wo sie sich früher auf 14 Metern ausdehnen konnte. Im Winter steigt überall die Hochwassergefahr, auch weil es wärmer ist als früher: Es schneit seltener, es regnet öfter.



Thomas Brötz will noch die Gegend zeigen, in der das Drama an der Ahr entstand. In seinem Auto fährt er einen Hügel hinauf, die Straße windet sich. Auf der Anhöhe hat man einen guten Ausblick auf all die Wiesen, die so plan daliegen wie Sportplätze. Die Böden wurden platt gewalzt von den gewaltigen, viele Tonnen schweren Traktoren der Bauern. Vier- bis fünfmal im Jahr mähen sie die Wiesen, pressen das Gras und verkaufen es als Silage – Futter für Kühe und Pferde. Der Boden ist am Ende so stark verdichtet, dass in ihm kaum noch Regenwasser versickern kann. Er gleicht einer Wasserrutsche, die sich von den Nebenarmen bis ins Tal der Ahr erstreckt und immer neues Regenwasser in den Fluss leitet. »Es dauert 20 Jahre, bis die Böden wieder normal sind«, sagt Brötz. Vorausgesetzt, sie dürfen sich erholen. Das dürfen sie aber nicht.

An der Universität Bonn hat sich der Geograf Thomas Roggenkamp mit der Geschichte der Sturzfluten an der Ahr beschäftigt und herausgefunden, dass es dort auch im Jahr 1804 ein extremes Hochwasser gab. Die Mengen, die seinerzeit ins Tal schossen, glichen denen vom Sommer dieses Jahres. Aber die Schäden, die der reißende Strom in den Dörfern anrichtete, waren vor 217 Jahren lange nicht so verheerend wie zuletzt. Das Tal war damals kaum bebaut, und der Wasserstand der Ahr lag während der Flut 1,50 Meter unterhalb der Werte des vergangenen Sommers. Damals waren die Menschen dem Fluss noch nicht so nahe gerückt, und die Ahr durfte auf die Auen vordringen. Lernen die Menschen daraus nichts?

In der Gemeinde Ahrbrück wird gerade ein zerstörter Campingplatz neu angelegt, dicht neben dem Ufer, der Rasen ist schon eingesät, die Stromleitungen liegen. »Für mich ist es unvorstellbar, Camping an der Ahr zu verbieten«, sagt Joachim Gerke von der Abteilung Wasserwirtschaft, »das Tal darf kein Museum werden.« Bei Fuchshofen hat ein Anwohner sein Grundstück vergrößert, indem er den Fluss durch einen Wall an den Straßenrand drängte. Und so weiter und so weiter. Je mehr die Flut in die Vergangenheit rückt, desto stärker setzt sich die Illusion durch, der Mensch könne sich folgenlos über die Gesetze der Natur erheben.



In Albaniens Hauptstadt Tirana hat sich der Regierungschef bereit erklärt, mit der *ZEIT* über seine Politik zu sprechen, auch über den Konflikt um den letzten wilden Fluss. Edi Rama heißt dieser Mann, ist 57 Jahre alt, seit acht Jahren an der Regierung, und nie war er mächtiger als heute. Edi Rama ist ein Künstler, der noch jeden Tag irgendetwas zeichnet. Er genießt den erstaunten Blick seiner Gäste, wenn er sie in sein Büro führt. Die Wände sind tapeziert mit seinen Werken. Er hat seine Gemälde von Computern bearbeiten, auf Papier drucken und an die Mauern kleistern lassen. Er ist umzingelt von seiner eigenen Kreativität. Draußen auf dem Flur hält er zwei Papageien in einem Käfig. Er sagt: »Es ist der Humor des Universums, der mich zum Premierminister gemacht hat.« Und fügt mit einem angedeuteten Lächeln hinzu: »Ich bin der größte Künstler unter den Premierministern, ganz sicher.«

Rama nennt den türkischen Staatspräsidenten Recep Tayyip Erdoğan einen Freund. Als dessen jüngste Tochter heiratete, war Albaniens Regierungschef ihr Trauzeuge. Von Erdoğan's autoritärem Politikstil hat sich Edi Rama einiges abgeschaut. Während des Lockdowns im Mai 2020 ließ er das Nationaltheater mitten in der Hauptstadt in einer Nacht-und-Nebel-Aktion abreißen. Rama hat auch schon damit gedroht, Online-Medien zu stutzen, wenn sie ihn scharf kritisieren.

Edi Rama hat es sich auf einem unscheinbaren Mittelplatz zwischen Orbán's Ungarn und Erdoğan's Türkei bequem gemacht, er hat etwas übrig für verwildernde Demokratien. Als er auf die Wildnis an der Vjosa zu sprechen kommt, sagt er: »Es gibt einen Grund, warum wir hier den letzten wilden Fluss haben. Früher gab es solche Flüsse überall in Europa.« Aber die anderen seien zerstört worden. Jetzt werde verlangt: Ihr Albaner müsst diesen Fluss bewahren. »Da ist eine Scheinheiligkeit«, sagt Edi Rama. Woher solle ein armes Land wie Albanien, das nicht Mitglied der EU ist, das Geld nehmen?

»Ich war derjenige, der zuerst forderte, die Vjosa zu schützen«, behauptet Rama, »der Protest ist nicht fair.« Tatsächlich hat Rama öffentlich erklärt, dass die Regierung den Fluss bewahren werde. Aber nie wurde ein Gesetz verabschiedet, das dieses Versprechen verbindlich machte. Es blieb bei wolkigen Ankündigungen rund um



einen sogenannten Naturpark, von dem niemand weiß, was das sein soll. Darf man dort noch nach Öl bohren? Den Fluss aufstauen? Pipelines verlegen? Unklar, alles unklar.

Als Rama erfuhr, dass sich Leonardo DiCaprio in die Debatte eingeschaltet hatte, sei er »glücklich überrascht« gewesen. Allerdings sei es für ihn, Edi Rama, »nicht lustig«, zu merken, dass DiCaprio »nicht voll informiert war und sich über etwas Sorgen machte, das gar nicht in Gefahr war« – die Vjosa.

Während der Klimakonferenz in Glasgow suchte Edi Rama das Gespräch mit Leonardo DiCaprio. Natürlich ließ Rama davon auch Fotos machen, die er per Instagram hinausjagte. Irgendwie wollte ihm das Thema nun doch keine Ruhe mehr lassen. So hängen die Zukunftschancen der Wildnis inzwischen von Ramas Eitelkeit ab. Würde man in ihm einen Helden sehen, wenn er etwas Einmaliges schafft: Europas größten Nationalpark, der sich über die gesamte Länge eines Flusssystemes erstreckt?

Seit Kurzem deutet sich eine Überraschung an. Vor wenigen Wochen hat Edi Rama eine Delegation westeuropäischer Umweltschützer empfangen, außerdem den Chef der amerikanischen Firma Patagonia. Vorsichtig sprach sich Rama für einen Nationalpark an der Vjosa aus, den höchstmöglichen Schutz. Die albanische Regierung ist eine Meisterin der uneingelösten Versprechen. Den Bau des Flughafens an der Vjosa-Mündung zum Beispiel will sie nicht unterbrechen. Deswegen muss man skeptisch bleiben, statt in bloßen Ankündigungen politische Pläne zu erblicken. Und dennoch, es besteht Hoffnung. Die Europäische Bank für Wiederaufbau und Entwicklung, die Wasserkraftanlagen auf dem Balkan massiv gefördert hat, lässt es jetzt weitgehend bleiben. Die Europäische Union verlangt, dass bis zum Jahr 2030 auf mindestens 25.000 Kilometern wieder lebendige Flüsse entstehen – der Beginn einer Befreiungsaktion.

Die Vjosa müsste nicht befreit werden, wenn die albanische Regierung ihre Ankündigungen wahr macht. Die Vjosa ist ja nie in Gefangenschaft geraten, noch nicht.



Anfang Dezember teilt Edi Ramas Büro mit, Europas letzter wilder Fluss könne den Status eines streng geschützten Nationalparks bekommen. Dies sei »die nächste Herausforderung«. Die Regierung arbeite daran. Falls das stimmt, dann könnte Albanien, ein kleines Land, ganz weit weg von den Hotspots der öffentlichen Aufmerksamkeit, ein Land, das sich aus westlicher Sicht vor allem als Quellgebiet der Mafia hervorgetan hat, der Blutrache und der Korruption, dieses Land könnte Modell stehen für etwas, das sich die hoch entwickelten Staaten längst abgewöhnt haben: die Bereitschaft von Menschen, sich weniger wichtig zu nehmen als die Natur. Dann gäbe es, bei aller Vorsicht, in Albanien etwas Erstaunliches zu besichtigen: ein blaues Wunder in der betongrauen Geschichte der Zivilisation.